
Ngũgĩ wa Thiong'o

Der gekreuzigte Teufel

Roman

edition suhrkamp

SV

es 1199

edition suhrkamp

Neue Folge Band 199

Der gekreuzigte Teufel wurde von Ngũgĩ heimlich im Gefängnis – er wurde wegen eines Theaterstücks in Gĩkũyũ verhaftet, aber nie vor Gericht gestellt – auf Toilettenpapier niedergeschrieben. Erst kurz vor seiner Entlassung wurde das Manuskript entdeckt und beschlagnahmt, ihm jedoch wieder zurückgegeben. Die Publikation dieses Romans auf Gĩkũyũ war ein (nicht nur literarisches) Ereignis.

Wariinga verläßt aufgrund einer verzweifelten Situation Nairobi und will in ihrem Heimatdorf Ilmorog Zuflucht suchen. Sie fährt mit einem Matatu-Taxi zu einer Einladung – einer Einladung zu einem Fest der Diebe, das vom Teufel organisiert wird. Diese Diebe (lokale und ausländische Geschäftsleute) veranstalten einen Wettkampf in der Prahlerei damit, wie sie reich wurden. Durch dieses Feiern von Korruption in all ihren Formen wird Wariinga zu der Einsicht gebracht, daß ihr Leben nichts anderes war als die Duldung von Korruption.

Ngũgĩ kehrt in *Der gekreuzigte Teufel* den westlichen Symbolismus um. Er konfrontiert Illusion und Wirklichkeit, Träume und harte Tatsachen. Die Erzählung verwendet die alten Rhythmen des traditionellen Geschichtenerzählens als Gegengewicht zum Schreibstil. Aus dieser Verbindung des Alten mit dem Neuen ergibt sich ein leidenschaftliches Plädoyer für die politische, wirtschaftliche und kulturelle Unabhängigkeit des kenianischen Volkes.

Ngũgĩ wa Thiong'o
Der gekreuzigte Teufel

Roman

*Aus dem Englischen von
Susanne Koehler*

Suhrkamp

3 . Auflage 2021

Erste Auflage 1981
edition suhrkamp 1199
Neue Folge Band 199

© Ngũgĩ wa Thiong'o 1982

This translation of *Devil on the Cross* is published
by arrangement with Pearson Education Limited

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: ICS Kommunikations-Service, Bergisch Gladbach

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus

ISBN 978-3-518-11199-4

Der gekreuzigte Teufel

Erstes Kapitel

I

Manche Leute aus Ilmorog – unserem Ilmorog – sagten mir, diese Geschichte erzähle von so viel Schmach und so viel Schande, daß sie besser in der Tiefe immerwährender Finsternis verborgen bliebe.

Andere meinten, diese Geschichte enthalte nur Leid und Tränen, und deshalb sei es besser, davon zu schweigen, damit nicht ein zweites Mal Tränen vergossen werden müßten.

Ich fragte sie: Glaubt ihr denn, wir könnten die Gruben in unserem Hof mit Blättern und Gräsern überdecken und uns dann einreden, unsere Kinder könnten nun frei im Hof herumspielen? Und das nur, weil wir die Gruben nicht mehr sehen?

Glücklich ist der Mann, der die Fallgruben auf seinem Weg erkennt, denn er kann sie meiden oder sie zuschütten, auf daß er nicht hineinfalle.

Glücklich ist der Reisende, der der Baumstümpfe gewahr wird, die ihm den Weg versperren, denn er kann sie forträumen oder sie umgehen, auf daß er nicht strauchle.

Der Teufel, der uns dazu verführen will, daß unser Herz blind und unser Geist taub wird, muß ans Kreuz geschlagen werden; man wird Sorge tragen müssen, daß ihn seine Gehilfen nicht vom Kreuz herabnehmen, da er sonst fortfahren würde, den Menschen die Erde zur Hölle zu machen . . .

2

Selbst ich, ich, Prophet der Gerechtigkeit, fühlte, wie mich diese Last zuerst schwer darniederdrückte, und ich sagte: Die Wildnis des Herzens wird niemals von allem Gestrüpp befreit sein. Die Geheimnisse des Hauses sind nicht für die Ohren Fremder bestimmt. Ilmorog ist unser Zuhause.

Und dann, als der Tag anbrach, kam Wariingas Mutter zu mir und flehte mich unter Tränen an:

»Gicaandspieler, erzähle die Geschichte des Kindes, das meinem Herzen so nahe war.«

»Bringe Licht in alles Geschehene, so daß jeder erst dann urteilen möge, wenn er die volle Wahrheit kennt.«

»Gicaandispieler, offenbare, was in der Finsternis verborgen liegt!«

Erst zögerte ich, fragte mich: Wer bin ich – der Mund, der bereits zu viel geredet hat? Heißt es nicht, daß die Antilope nicht den haßt, der sie findet, sondern vielmehr jenen, der sie verrät?

Da drang das flehentliche Rufen vieler Stimmen an mein Ohr: »Gicaandispieler, Prophet der Gerechtigkeit, offenbare, was in der Finsternis verborgen liegt!«

Dann fastete ich sieben Tage, weder aß ich noch trank ich, denn jene flehenden Stimmen hatten mein Herz mit Kummer erfüllt. Und immer noch fragte ich mich: Sehe ich etwa Dinge, wie sie in Wirklichkeit gar nicht sind, oder höre ich das Echo des Schweigens? Wer bin ich – der Mund, der bereits zu viel geredet hat? Heißt es nicht, daß die Antilope den größeren Haß für jenen hegt, der sie durch seinen Ruf verrät?

Und nachdem sieben Tage vergangen waren, erbebt die Erde, und das Licht des Blitzes zerriß den Himmel, und ich wurde emporgehoben auf das Dach des Hauses und sah viele Dinge und hörte eine Stimme gleich dem mächtigen Grollen des Donners, die mich mahnend warnte: Wer sagt, daß das prophetische Wort dein eigen sei, allein für dich bestimmt? Warum bedienst du dich leerer Ausreden? Wenn das deine Absicht ist, werden Tränen und flehentliches Rufen dich für immer begleiten.

Die Stimme schwieg, und im selben Augenblick wurde ich von einer Hand ergriffen, die mich emporhob, um mich alsbald in die Asche der Feuerstelle zu stürzen. Ich aber nahm die Asche, rieb sie mir ins Angesicht und auf die Beine und schrie laut:

Ich nehme den Auftrag an!

Ich nehme den Auftrag an!

Stille das Rufen des Herzens,

Trockne die Tränen des Herzens . . .

Ich, Prophet der Gerechtigkeit, berichte hier, was auf dem Dach des Hauses meine eigenen Augen geschaut, und meine Ohren gehört haben . . .

Ich habe den Auftrag angenommen.

Ich habe den Auftrag angenommen.

Die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes.

Darum habe ich den Auftrag angenommen.

Darum habe ich den Auftrag angenommen.

Aber warum säume ich eitel am Ufer des Stromes?

Baden heißt, sich aller Kleider zu entledigen.

Schwimmen heißt, sich in den Strom zu stürzen.

Und es ist gut so . . .

Komm,

Komm, mein Freund,

Komm, wir wollen alles bereden,

Komm, wir wollen jetzt darüber reden,

Komm, wir wollen uns über Jacinta Wariinga unterhalten,

Ehe du über unsere Kinder urteilst . . .

Zweites Kapitel

I

Der Teufel erschien Jacinta Wariinga an einem Sonntag auf dem Golfplatz der Stadt Ilmorog im Distrikt Iiciri und sagte zu ihr . . .

Aber halt – ich greife der Geschichte vor. Wariingas Schwierigkeiten begannen keineswegs erst in Ilmorog. Verfolgen wir unseren Weg zurück, bis dahin, wo alles begann . . .

Lange bevor Wariinga Nairobi verließ, war ihr ein Mißgeschick widerfahren, und das Unglück hatte sie verfolgt. Wariinga arbeitete in Nairobi als Sekretärin (Steno und Schreibmaschine) in den Büros der *Champion Construction Company*, in der Tom Mboya Street, in der Nähe des Nationalarchivs.

Mißgeschick kommt ungerufen, und ein Unglück kommt selten allein. Am Freitag vormittag wurde Wariinga entlassen. Sie hatte sich den Zudringlichkeiten ihres Chefs, *Boss Kihara*,* Direktor der Firma, widersetzt. Am Abend desselben Tages trennte sich auch Wariingas Freund, John Kimwana, von ihr, nachdem er sie beschuldigt hatte, *Boss Kiharas* Geliebte zu sein.

Am Samstagmorgen bekam Wariinga Besuch von ihrem Vermieter, dem Eigentümer des Hauses in Nairobis Stadtteil Ofafa Jericho, in dem sie ein Zimmer gemietet hatte. Aber war es ein Zimmer, oder war es ein Mauselloch? Der Fußboden voller Löcher, in den Wänden klaffende Risse, undichte Decke. Er teilte Wariinga mit, daß er die Miete erhöhen werde. Sie weigerte sich, mehr zu bezahlen. Er forderte sie auf, das Zimmer auf der Stelle zu räumen. Sie widersprach und erklärte, sie werde sich an die Behörde für Mietangelegenheiten wenden. Der Vermieter stieg in seinen Mercedes und fuhr davon. Aber ehe sich's Wariinga versah, war er wieder da, dieses Mal aber in Begleitung von drei Schlägertypen mit dunklen Sonnenbrillen. Die Arme in die Seiten gestemmt, pflanzte er sich in einiger Entfernung von Wariinga auf und rief ihr höhnisch zu: »Da hast du deine Behörde für Mietangelegenheiten!« Wariingas Habseligkeiten wurden aus dem Zim-

* Im Gikuyu-Original englisch.

mer geworfen, die Tür mit einem neuen Vorhängeschloß verriegelt. Einer der Gangster warf ihr einen Fetzen Papier zu, auf dem zu lesen stand:

DEVIL'S ANGELS – PRIVATUNTERNEHMEN

Bei dem geringsten Versuch, uns bei den Behörden zu verpfeifen, befördern wir Sie auf direktem Weg ins Jenseits – in den Himmel oder zur Hölle – ohne Rückfahrkarte!

Die Männer stiegen in den Mercedes und fuhren davon. Wariinga starrte eine Weile auf das Stück Papier, dann steckte sie es in ihre Handtasche.

Sie setzte sich auf eine Kiste und stützte den Kopf in die Hände. Warum immer ich? Welchen Gott habe ich beleidigt? grübelte sie. Sie nahm einen kleinen Spiegel aus ihrer Handtasche und betrachtete zerstreut ihr Gesicht, während sie ihre unzähligen Probleme überdachte. Sie fand eine Menge an sich auszusetzen und verfluchte den Tag, an dem sie geboren wurde. Arme Wariinga, wohin soll ich nun gehen, fragte sie sich.

Da beschloß sie plötzlich, zu ihren Eltern zurückzukehren. Sie stand auf, suchte ihre Sachen zusammen, stellte sie in das Zimmer nebenan, das einer Mkamba gehörte, und begann, ihre Reise vorzubereiten. Noch immer schwirrte ihr der Kopf von ihren vielen Sorgen und Problemen.

Wariinga war davon überzeugt, daß ihre äußere Erscheinung die Wurzel allen Übels war. Wann immer sie sich im Spiegel betrachtete, fand sie sich sehr häßlich. Am meisten aber haßte sie ihre schwarze Hautfarbe, und so entstellte sie ihren Körper mit Hautaufhellern wie *Ambi* und *Snowfire* und vergaß dabei, daß es heißt: Einmal schwarz, immer schwarz. Ihr Körper war bald übersät mit hellen und dunklen Flecken, wie das Gefieder des Perlhuhns. Ihr Haar war brüchig geworden und hatte bereits die braune Farbe des Maulwurfs, denn es war mit glühend heißen Eisenkämmen geglättet worden. Wariinga haßte auch ihre Zähne. Sie sahen ein wenig verfärbt aus, und waren längst nicht so weiß, wie sie hätten sein sollen. Sie bemühte sich, ihre Zähne nicht zu zeigen, und selten lachte sie frei heraus. Tat sie es doch einmal, und erinnerte sich dann plötzlich ihrer Zähne, so verstummte sie augenblicklich oder verbarg ihren Mund hinter vorgehaltener Hand. Die Männer neckten sie bisweilen und nannten sie »Wari-

inga, die Schlechtgelaunte«, denn fast immer hielt sie ihre Lippen fest verschlossen.

War Wariinga jedoch glücklich und grübelte nicht über das schwindende Weiß ihrer Zähne und über die Farbe ihrer Haut, und lachte aus vollem Herzen, dann entwaffnete ihr Lachen alle und jeden. Ihre Stimme war so sanft und betörend wie duftendes Öl. Ihre Augen leuchteten wie Sterne in der Nacht. Ihr Körper war ein Fest für die Augen. Wenn Wariinga selbstvergessen die Straße entlang ging und ihre Brüste dabei auf und ab wogten, wie zwei reife Früchte im Wind, verrenkten die Männer die Hälse nach ihr.

Aber sie brachte es nicht über sich, die makellose Schönheit ihres Körpers zu bejahren. Auf der verzweifelten Suche nach der Schönheit eines anderen Selbst sehnte sie sich danach, in eine andere Haut zu schlüpfen. Sie zog selten die Kleider an, die ihr standen. Sie richtete sich völlig nach dem, was die anderen Frauen trugen. Die jeweilige Mode – ob sie nun zu ihrer Hautfarbe und den Formen ihres Körpers paßte oder nicht – bestimmte die Wahl ihrer Kleidung. Manchmal erschien ihre Haltung verkrampt und unnatürlich, weil sie versuchte, den Gang eines anderen Mädchens nachzuahmen. Dabei vergaß sie, wie so oft, daß es heißt: Wenn man versucht, es anderen gleich zu tun, verliert man sein eigenes Gesicht.

Beständig nagende Selbstzweifel und überwältigendes Selbstmitleid drückten Wariinga an jenem Samstag nieder, als sie auf der Suche nach einer Bushaltestelle durch die Straßen Nairobis lief. Sie hoffte, ein Matatu* zu finden, das sie zu ihren Eltern nach Ilmorog bringen würde.

Selbst nachdem viele Tage vergangen waren, in denen sich ihr Leben in einer Weise verändert hatte, wie sie es sich nie hätte träumen lassen, konnte Wariinga noch immer nicht begreifen, wie sie es geschafft hatte, die River Road entlang zu gehen, die Ronald Ngala Street zu überqueren, um sich dann schließlich an der Racecourse Road wiederzufinden, an der Bushaltestelle Kaka Hotel, zwischen der Kirche *St. Peter's Clavers* und dem Nähmaschinengeschäft.

Ein städtischer Bus raste auf sie zu. Wariinga schloß die Augen. Ein Schauern erfaßte ihren Körper, sie schluckte an einem Kloß

* Matatu – Kleinbus oder PKW, sehr gebräuchliches und billiges Transportmittel in Kenia.

im Hals, und ihr Herz begann zu klopfen, als gäbe ein Gebet ihm den Rhythmus ein: In Zeiten der Bedrängnis, allmächtiger Vater, wende deinen Blick nicht von mir; verbirg dein Angesicht nicht vor meinen Tränen . . . Nimm mich auf . . . jetzt . . .

Plötzlich vernahm Wariinga eine Stimme: Warum versuchst du wieder einmal, dir das Leben zu nehmen? Wer hat dir gesagt, daß deine Arbeit hier auf Erden abgeschlossen sei, wer, daß deine Zeit zu Ende sei?

Wariinga öffnete die Augen und blickte schnell um sich. Sie konnte niemand sehen. Und dann lief es ihr kalt über den Rücken bis hinunter in die Zehenspitzen, als ihr klar wurde, was sie soeben beinahe getan hätte.

Im selben Augenblick wurde ihr schwindlig. Nairobi – Menschen, Gebäude, Bäume, Autos, Straßen – alles begann sich vor ihren Augen zu drehen. Sie wurde taub, jedes Geräusch verstummte, und das ganze Land versank in einem riesigen Schweigen. Ihr wurde schwach in den Knien, alle Kraft verließ ihre Glieder; Wariinga fühlte, daß sie Bewußtsein und Gleichgewicht verlor. Aber im Fallen spürte sie, wie jemand ihren rechten Arm packte und sie stützte.

»Du wärest beinahe ohnmächtig geworden«, sagte der Mann, der sie hielt. »Komm und setz dich in den Schatten. Geh aus der Sonne.«

Wariinga war nicht in der Verfassung, dies Angebot abzulehnen oder herauszufinden, wer mit ihr sprach, und ließ sich zu den Stufen des hoteleigenen *Heavenly Massage and Hairdressing Salon* führen. Die Tür des Schönheitssalons war geschlossen. Wariinga setzte sich auf die zweite Stufe, vergrub den Kopf in den Händen und lehnte sich an die Wand. Plötzlich verließ sie die letzte Kraft, und sie tauchte in die Tiefen des Dunkels. Stille. Dann hörte sie Laute wie von einer Flöte, danach Töne, die ganz anders waren – es schienen Stimmen zu sein, danach ein Lied, das von den Wellen des Windes aus weiter Entfernung herbeigetragen wurde.

Ich trauere um meinen Körper,
Um den Körper, den mir Gott, der Allmächtige, gegeben hat.
Ich frage mich:
Mit wem werde ich das Grab teilen
Wenn sie mich in die Erde legen . . .

Dann war kein Lied mehr zu hören, und die Stimmen waren nicht mehr unterscheidbar, sie klangen nun wie eine Quelle, die einen blasigen Schaum sinnloser Geräusche hervorbrachte.

Und nun hatte Wariinga denselben Alptraum, der sie früher so oft heimgesucht hatte, als sie noch Schülerin der *Nakuru Day Secondary* war und die Gottesdienste in der Kirche zum Heiligen Rosenkranz besuchte.

Zuerst sah sie, wie die Finsternis an einer Stelle aufbrach und ein in der Luft hängendes Kreuz preisgab. Dann bemerkte sie in dem hellen Licht viele in Lumpen gekleidete Menschen, die den Teufel auf das Kreuz zutrieben. Der Teufel trug einen Anzug aus Seide und einen Spazierstock in der Hand, der wie ein aufgerollter Regenschirm aussah. Aus dem Kopf wuchsen ihm sieben Hörner – sieben Trompeten gleich –, aus denen Hymnen des Eigenlobs und der Selbstverherrlichung erschallten. Der Teufel hatte einen Mund auf der Stirn und einen am Hinterkopf. Sein Wanst hing herab, als sei er im Begriff, alles Böse der Welt zu gebären. Seine Haut war rötlich, wie die eines Schweines. Als er dem Kreuz näherkam, begann er zu zittern und wandte seinen Blick der Finsternis zu, als versengte ihm das Licht die Augen. Er stöhnte, bettelte, daß man ihn nicht kreuzige, schwor, daß er und seine Jünger den Menschen niemals mehr die Erde zur Hölle machen würden. Doch die Menschen riefen wie im Chor: »Wir kennen jetzt die Geheimnisse der vielen Gewänder, unter denen sich deine Verschlagenheit verbirgt. Du mordest – dann besuchst du Witwen und Waisen im Gewand des Mitleids und trocknest ihre Tränen. Um Mitternacht stiehst du den Menschen die Nahrung aus den Vorrathshäusern, und tagt dann der Morgen, besuchst du die Opfer im Gewand der Wohltätigkeit – du schenkst ihnen eine Kalebasse, gefüllt mit dem Getreide, das du gestohlen hast. Allein um deine eigenen Gelüste zu befriedigen, überschüttetest du diese Welt mit Unzucht, dann legst du das Gewand der Recht-schaffenheit an und rufst die Menschen auf, Buße zu tun und dir auf dem Pfad der Reinheit nachzufolgen. Du bemächtigst dich des Eigentums anderer, dann hüllst du dich in das Gewand der Freundschaft und bittest die Menschen, mit dir die Verfolgung des Bösewichts aufzunehmen, der sie bestohlen hat.« Darauf schlugen die Menschen den Teufel sofort ans Kreuz und gingen, Siegeslieder singend, weg. Drei Tage später kamen andere Menschen. Diese trugen Anzug und Krawatte, hielten sich eng im

Schatten der Mauer aus Finsternis und nahmen den Teufel vom Kreuz ab. Sie knieten vor ihm nieder, beteten ihn mit lauter Stimme an und flehten ihn an, er möge ihnen einen Teil seiner Tarngewänder überlassen. Da schwellen ihre Bäuche an, sie erhoben sich, sie streichelten ihre riesigen Wänste, die nun alles Böse dieser Welt geerbt hatten, und kamen mit lautem Gelächter auf Wariinga zu . . .

Wariinga schrak auf. Sie schaute um sich. Ihr Bewußtsein kehrte wie von einer langen Reise allmählich zurück. Sie sah, daß sie immer noch am selben Ort war – Racecourse Road, Bushaltestelle Kaka Hotel nahe der Kirche *St. Peter's Clavers*. Ihr wurde klar, daß die Stimmen, die sie gehört hatte, nichts anderes gewesen waren als die Geräusche der fahrenden und hupenden Autos. Sie stellte sich mehrere Fragen:

»Wie bin ich überhaupt hierher gekommen? Welcher Wind hat mich hergeweht? Ich erinnere mich daran, daß ich in Ofafa Jericho den 78er Bus nahm. Er fuhr durch Jerusalem und Bahati, bog dann in die Jogoo Road ein, passierte den Busbahnhof Macaaku und . . . oh ja . . . ich war doch auf dem Weg zur Universität, um meinen Freund John Kimwana zum letzten Mal zu sehen . . . Ich stieg an der Haltestelle vor dem Gebäude des Nationalarchivs aus, neben der chemischen Reinigung *Witbe Rose*. Dann ging ich an der Koonja-Moschee vorbei die Tom Mboya Street hinunter. Ich durchquerte beim *Garden Hotel* den Jeevanjee Park, und blieb an der Ecke stehen, wo die Harry Thuku- und die University Street zusammenlaufen, genau gegenüber der Hauptpolizeiwache. Hatte ich dort kehrtgemacht? Als ich nämlich die Gebäude der Universität vor mir sah, vor allem das, in dem die Ingenieure ausgebildet werden, holten mich die Träume meiner Jugend ein, aus jener Zeit, als ich noch in Baharini zur Grundschule ging und danach die *Nakuru Day Secondary* besuchte. Und ich dachte daran, wie der Reiche Alte Mann aus Ngorika später meine Träume in den Staub trat. Als sich diese Erinnerungen mit dem Gedanken an John Kimwana vermischten – der mich gestern abend verließ, als mir das Wasser bis zum Hals reichte –, brannte mir der Schmerz wie Feuer im Kopf und im Herzen; Zorn schien mich ersticken zu wollen . . . Was tat ich dann als nächstes? Wohin ging ich? Oh, mein Gott, wo ist meine Handtasche? Wo habe ich sie verloren? Woher werde ich das Fahrgeld nach Ilmorog nehmen?«

Erneut schaute sich Wariinga nach allen Seiten um. Da fiel ihr Blick auf den Mann, der sie an der rechten Hand genommen und zu den Stufen des Schönheitssalons geführt hatte.

»Hier. Hier ist deine Tasche«, sagte der Mann und gab ihr eine schwarze Handtasche, die auf der einen Seite mit einem Streifen Zebrafell verziert war.

Sitzend nahm Wariinga ihre Handtasche und warf ihm einen fragenden Blick zu. Er hatte ein jugendliches Aussehen, sein Gesicht verriet jedoch Reife. Sein pechschwarzes Haar war voll und dicht, er trug einen Spitzbart, der dem eines kleinen Ziegenbocks glich. Aus seinen dunklen Augen leuchtete das Licht, das vieles zu erkennen vermag, was in der Ferne verborgen liegt . . . Er trug khakifarbene Jeans und eine braune Lederjacke. Unter seinem linken Arm steckte eine schwarze Ledertasche. Der junge Mann erklärte Wariinga, wie er in den Besitz ihrer Handtasche gelangt war.

»Du hast sie in der River Road verloren, in der Nähe der Haltestelle *Tearoom*, wo die Matatus nach Nyeri und Marang'a halten. Ich hob sie auf und folgte dir. Du hast wirklich Glück gehabt heute – du hättest leicht überfahren werden können. Wie ein Blinder, der Hasch geraucht und deshalb verwegen ist, überquertest du die Straßen und liefst mitten durch den Verkehr. Ich holte dich ein, als du beinahe umfielst, ich nahm deine Hand und führte dich in den Schatten. Seitdem habe ich nichts anderes getan, als darauf gewartet, daß du aus dem unbekanntem Land zurückkehrst, in das dich Leid und Trübsal des Herzens entführt hatten.«

»Wer hat dir gesagt, daß ich weit weg war?« fragte Wariinga.

»Dein Gesicht, deine Augen, deine Lippen«, erwiderte der junge Mann.

»Ich bin so froh, daß meine Handtasche wieder da ist«, sagte Wariinga. »Ich bemerkte überhaupt nicht, daß ich sie verloren hatte, und außer dem Geld in der Handtasche habe ich keinen Cent bei mir.«

»Mach auf und sieh nach, ob noch alles drin ist, vor allem das Geld«, sagte der junge Mann.

»Es war nicht viel Geld drin«, bemerkte Wariinga kläglich.

»Trotzdem, schau lieber nach. Weißt du nicht, daß normalerweise der Zwei-Groschen-Dieb gehängt wird?«

Wariinga öffnete die Tasche, schaute ohne großes Interesse hinein und sagte ihm, es sei noch alles darin.

Eine Frage beunruhigte sie: Hatte die Stimme dieses Mannes ihr Einhalt geboten, als sie sich vor den Bus werfen wollte? Wie hatte er ihre Gedanken erraten können? Woher wußte er, daß sie nicht zum ersten Mal versucht hatte, sich das Leben zu nehmen? Sie fragte ihn deshalb: »Hast du mit mir gesprochen, ehe ich ohnmächtig wurde?«

Der Mann verneinte. »Ich kam in dem Augenblick, als du fast umfielst. Bist du krank?«

»Nein«, antwortete Wariinga schnell. »Nur völlig erschöpft – von Nairobi.«

»Das glaube ich dir gerne«, sagte der junge Mann. »Nairobi ist groß und schrecklich.« Er rückte näher an Wariinga heran, lehnte sich an die Wand und fuhr fort: »Nicht nur Nairobi leidet an dieser Krankheit. Sie grassiert in allen Städten der Länder, die erst vor kurzem dem Kolonialismus entronnen sind. Für solche Länder ist es schwierig, die Armut abzuschütteln, und warum? Weil sie sich dafür entschieden haben, sich von amerikanischen Experten sagen zu lassen, wie die Wirtschaft ihres Landes auszusehen habe. Man brachte ihnen die Grundsätze und Programme des Eigennutzes bei und zwang sie gleichzeitig, die alten Lieder, in denen die Gemeinschaft beschworen wurde, zu vergessen. Die Lieder und Hymnen, die man sie lehrte, priesen die Herrlichkeit des Geldes. Deshalb lautet heute in Nairobi die Lehre:

Betrug den Ehrlichen,
Gemeinheit den Gütigen,
Haß denen, die lieben,
Böses den Guten.

Und das heutige Tanzlied geht so:

Einer, der klaut, tut es nie für den anderen,
Einer, der stiehlt, tut es nie für den anderen,
Einer, der eine Reise unternimmt, reist nie für den anderen;
Wo ist der Suchende, der für den anderen sucht?

Bedenke das alles und dann frage dich: Wohin werden uns solche Lieder führen? Welchen Geist geben uns diese Lieder ein? Daß wir uns krumm lachen, wenn wir sehen, wie sich unsere Kinder wie Katz und Hund um Abfälle aus den Mülleimern streiten?

Auch der Weise kann noch Weisheit lernen,
Deshalb laß dir sagen:
Gikuyu lehrte einst: Reden ist der Weg zur Liebe;
Das Heute ist die Schatzkammer von morgen;
Morgen werden wir ernten, was wir heut säen.
Deshalb wollen wir uns fragen:
Wem hat Klagen und Jammern je genützt?
Von jeher hast du denselben Samen gesät –
Nimm eine andere Saat, denn die Samenkörner in der
Kalebasse sind nicht alle gleich!
Von jeher hast du denselben Schritt getanzt –
Wechsle den Schritt, denn das Lied hat nicht nur einen
Rhythmus!
Beim Muomboko tanzt man heute zwei Schritte auf eine
Drehung!«

Unvermittelt hielt der junge Mann inne. Seine Stimme und seine Worte jedoch blieben ihr noch lange im Gedächtnis.

Sie verstand nicht alles, was der Mann mit seinen geheimnisvollen Worten angedeutet hatte; doch sie spürte, daß seine Worte hier und da mit ihren eigenen Gedanken übereinstimmten. Sie seufzte und sagte:

»Deine Rede hat einen verborgenen Sinn. Aber du hast die Wahrheit gesagt. Mein Leid ist jetzt fast grenzenlos. Wer würde nicht Veränderungen wollen, um ihm zu entkommen?«

Kaum hatte sie das gesagt, fühlte Wariinga, wie sich ihre Zunge löste, und sie begann zu reden, als wälzte sie eine schwere Last von ihrem Herzen. Sie sprach ruhig – weder laut noch leise, weder gehetzt noch zögernd, doch Schmerz, Leid und Tränen schwangen in ihrer Stimme mit.

2

»Sieh mich an«, sagte Wariinga, dabei hielt sie ihren Blick gesenkt, als spräche sie zu sich selbst, »sieh mich an, oder irgend ein anderes Mädchen in Nairobi. Nennen wir sie Mahua Kareendi. Gehen wir hinaus aufs Land, in das Dorf, in dem sie geboren wurde. Kareendi ist nicht sehr lange zur Schule gegangen – oder sagen wir, sie hat die Grundschule abgeschlossen und

anschließend eine Höhere Schule besucht. Wir könnten sogar annehmen, daß es eine gute Schule war; keine dieser Haraambe-Selbsthilfeschulen, wo die Armen in Gold bezahlen müssen, selbst wenn die Schule keinen Lehrer hat.

Noch ehe sie die zweite Klasse erreicht, ist es schon passiert. Sie ist schwanger.

Wer ist dafür verantwortlich?

Es könnte ein Mitschüler sein. Dieser Freund besitzt keinen Cent. Ihre Freundschaft bestand in nichts anderem, als sich gegenseitig Romane von James Hadley Chase, Charles Mangua und David Maillu zu leihen oder sich die Lieder vorzusingen, die sie auf den Schallplatten von Jim Reeves, D. K. oder Lawrence Nduru gehört hatten. Kareendi, was wirst du tun?

Auch ein Nichtstuer aus dem Dorf könnte die Schwangerschaft verursacht haben. Er ist arbeitslos. Er hat nicht einmal eine Unterkunft. Sie liebten sich, weil sie zusammen Gitarre spielten und abends im Dorf tanzen gingen. Sie liebten sich in ihnen überlassenen Hütten oder auf dem freien Feld nach Einbruch der Dunkelheit. Kleine Kareendi, was wirst du bloß tun? Das Baby wird Nahrung und Kleidung brauchen.

Vielleicht hatte der Nichtstuer auch einen Job in der Stadt, aber er verdiente nur fünf Shilling im Monat. Ihre Liebe lebte von Bruce-Lee- und James-Bond-Filmen, sie lebte von fünf Minuten Liebe in einer billigen Unterkunft, wenn sie in einem Matatu auf dem Weg nach Hause waren. Wer wird nun Kareendis Tränen trocknen?

Aber auch ein reicher Mann könnte der Verantwortliche sein. Solche Affären sind heute Mode geworden. Dieser reiche Mann ist verheiratet. Ihre Liebe war das sonntägliche Rendezvous im Mercedes-Benz, sie wurde durch kleine Geldbeträge, die Kareendi als Taschengeld erhielt, ehe sie zur Schule zurückkehrte, am Leben erhalten, und sie bedeutete harte Drinks an Hotelbars weit weg vom Dorf.

Mitschüler, Nichtstuer, reicher Mann – als Kareendi ihnen sagt, wie es um sie steht, reagieren sie alle gleich: ›Was? Wen willst du verantwortlich machen? Mich? Wie das denn? Geh mit deinen Hirngespinsten in den Wald! Liederliches Mädchen, Zehn-Groschen-Kareendi! Von mir aus kannst du weinen, bis deine Tränen Wasserkanister füllen . . . Du meinst wohl, du könntest, wo immer es dir paßt, Schwangerschaften sammeln und sie dann vor